

den gleichen wirtschaftlichen Verhältnissen lebende Gebiet die gleichen Lebensmittel in gleichen Mengen zu gleicher Zeit verteilt werden können und die fortdauernden gegenseitigen Berufungen aufhören! Alles war zum befriedigenden Abschluß reif — als plötzlich die Kreise wieder ihr „Nein“ dazwischen riefen. Wenn ihr Steglitz und Pankow nehmt, müßt ihr auch Zeppenzleuse und Teupitz mitnehmen!

Man muß sich immer wieder fragen: Glaubt wohl wirklich die Staatsgewalt, die hinter diesen Ansprüchen steht und sie schützt, glaubt sie wirklich, daß die Menschen nur der Kreise wegen da sind, und nicht umgekehrt die Staatseinrichtungen um der Menschen willen? Gewiß — ein Vorgehen, wie oben geschildert, stört die Kreise; aber doch aus gutem Grunde! Das eine ist „städtisch“ gewordenes Land, ist heute Stadt, Großstadt, ununterscheidbarer Weltstadtteil, und das andere ist eben „Land“ geblieben. So trenne man eben die ungleichen Teile. Es kann doch höchstens auf Entschädigung wegen der Steuerverluste herauskommen! Will man es nicht endgültig wagen jetzt im Krieg — so doch provisorisch für die Zwecke der Lebensmittelversorgung! Man sieht doch an der Brotharte: es geht ja. Man sagt unwillkürlich bisweilen zu sich selber: wie stark muß doch dies Berlin sein, wenn es sich solche ewigen Reibereien, solche unerhörte Verschwendung von Zeit und Kraft in den heutigen schweren Zeiten noch leisten kann! Aber freilich: die Berliner leiden darunter, die Vororte leiden darunter, die Behörden leiden darunter. . . .

Aller Augen blicken jetzt auf den ausgezeichneten und aufgeklärten Mann, der seit kurzem auf dem verantwortlichen Ministerstuhl sitzt. Sie erhoffen, sie erbitten, sie erwarten von ihm, daß er diesem heillosen öffentlichen Unfug — man verüble mir den Ausdruck nicht — endlich ein Ende mache, daß er Groß-Berlin endlich sein Recht gebe. Man wird es als eine erlösende Tat begrüßen. Eine Weltstadt will aber eine Weltstadt sein und nicht mit kleindörflichen und landstädtischen Gemeinden zusammengekuppelt werden; nur so kann es reinliche und vernünftige Verhältnisse geben.

Diese Ueberzeugung hat sich schon so weit Bahn gebrochen, daß beim Versagen der Behörden die großstädtische Bevölkerung selbst angefangen hat, ihr Schicksal in die Hände zu nehmen — ein in unserem bürokratisch geduldeten Preußen gewiß seltener und interessanter Vorgang. Es hat sich nämlich unter der Führung eines der größten Vororte, Schöneberg, ein „Bürgerausschuß Groß-Berlin“ gebildet, der aus Angehörigen aller Groß-Berliner Gemeinden zusammengesetzt, es als seine Aufgabe betrachtet, dem Groß-Berliner Gedanken, wo immer angängig, Geltung zu verschaffen. Ueber die Form dieser Vereinheitlichung mag noch gestritten werden. Daß sie kommen muß, wird mehr und mehr zu einem Lebensbedürfnis aller Berliner, und es ist gut, solche halbfertige Gedanken in aller Öffentlichkeit täglich weiter zu schmieden.

Aber auch abgesehen von der Organisation, ist die Lebensmittelfrage in Berlin ein dunkles Kapitel. Es zeigt sich, daß es an Hergerei grenzt, eine Bevölkerung von fast vier Millionen von Staats wegen angemessen mit Lebensmitteln versehen zu wollen. Und doch sollte es gehen. Ja, wenn sie nicht da wären! Aber sie sind da! Das erfährt jeder, der irgendwo weiter ins flache Land hineinkommt. Die Sommerfrischer und die sonstigen Besucher im Lande haben uns zu Tausenden die an sich tröstliche, uns in Berlin aber erbitternde Kunde gebracht: man lebt draußen noch fast wie im Frieden. Ein paar Beschränkungen zwar — aber sie sind kaum empfindlich, und Entbehrung, Hunger braucht noch niemand zu leiden. Schlecht ist es nur in den großen Städten bestellt und in ihrer nächsten Umgebung, die rasch genug ausgepowert wird. Je größer aber die Stadt, desto schlechter natürlich. Die Anreicherung, die noch überall in mittleren Städten aus der ländlichen Umgebung stattfinden kann, sie versagt für Berlin völlig. So bleibt alles an der Erfassung hängen, und deren Organisation läßt dauernd viel zu wünschen übrig. Was nützen den Gemeinden die herrlichsten Verteilungsorganisationen mit Rationierung, Karten und Kundenlisten, wenn die starke Hand des Staates, die allein die Lebensmittel überall im Lande

(und außerhalb) zu erfassen vermag, nicht kräftig genug zugreift oder sonst versagt!

Gut ist es in Berlin eigentlich immer nur mit dem Brote gegangen. Wir haben ein sehr stark ausgemahlenes Brot — im Gewicht von 1950 Gramm für den Kopf auf die Woche; aber es ist nahrhaft und sättigt und über die von Gewohnheitsfanatikern anfänglich behauptete Gesundheits-schädlichkeit ist es wohl allgemach still geworden. Es nähert sich den Vollkornbrotten, die viele ja überhaupt bevorzugen und die, dank den Erfahrungen dieser Zeiten, hoffentlich auch nach dem Kriege bestimmt sein werden, eine weit größere Rolle zu spielen, als früher. Dazu ist es nicht teuer. In Wien wird das Pfund mit etwa 10 Pfennig mehr bezahlt. Freilich ist es dafür etwas weniger ausgemahlen, also von höherer Qualität. Auch die vorübergehende Einschränkung in der Brotmenge, wie sie zum Ausgange der alten Ernte für ein Vierteljahr leider nötig wurde, ist in Berlin verhältnismäßig gut ertragen worden, weil es mit Hilfe des Reiches und Staates möglich wurde, für diese Zeit je ein halbes Pfund Fleisch auf den Kopf mehr zu geben, und weil die dadurch eingetretene Erhöhung der Kopfration auf je ein Pfund für die Woche als eine willkommene Abwechslung empfunden wurde. Sonst hat sich heute wohl allgemein die Ueberzeugung durchgesetzt, daß das halbe Pfund per Woche, zu dem wir nun wieder zurückgekehrt sind, zwar außerordentlich wenig bleibt, daß aber dieser Mangel der Gesundheit an sich noch keineswegs schädlich wäre, wenn es nur genug Fett gäbe! Dank der außergewöhnlichen Tüchtigkeit des Dezernenten hat die äußere Organisation der Fleischversorgung sich vorzüglich bewährt. Wenn man bedenkt, um welch schwieriges Material es sich hier handelt, das nicht wie Korn oder Mehl verhältnismäßig lange und auf engem Raum aufbewahrt werden kann, sondern beim Transport, in Ställen und Schlachtkammern überall sehr umfangreiche und kostspielige Behandlung erfordert, ja, das zugleich überall ein verzögertes oder ungeeignetes Verfahren mit empfindlichen Verlusten an Geld und Lebensmitteln bestraft — so muß es schon eine sehr respektable Leistung genannt werden, wenn diese Millionen Einwohner auf Grund einer einheitlichen Belieferung von einer Stelle aus allwöchentlich ihr Fleisch in der Pfanne haben. Die vor Durchsührung der Organisation überall vor den Fleischläden beobachteten „Schlangen“ von erschreckender Länge sind völlig verschwunden und höchst selten nur hat eine gelegentliche Stauung in der Fleischbelieferung die Berliner Geduld aus dem Häuschen gebracht. Ein besonders willkommenes Geschenk wird seit vorigem Winter Berlin übrigens dadurch zuteil, daß es gelang, aus Holland außerordentlich große Mengen gefrorener Kaninchen — es handelt sich um viele Millionen an Wert — einzuführen. Die Ware wurde dort sonst für England gezüchtet, mußte aber infolge der Bedrohung durch unsere U-Boote plötzlich im Lande zurückbleiben. Das Fleisch wird von der Bevölkerung, die es bisher gar nicht kannte, bereits gern gegessen. Die Intelligenz unserer Schlächter hat sich jedoch dieses Fleisches bald noch in anderer Weise bemächtigt: es wird nämlich eine Kaninchenwurst daraus hergestellt, die sehr schmackhaft und namentlich bedwegen so wertvoll ist, weil sie als Ersatz für mangelnde Butter ohne weitere Bearbeitung eifertig auf die Arbeitsstätte mitgenommen werden kann. Sie hat nur den einzigen Fehler, daß sie recht teuer ist. Aber angesichts der ungewöhnlich hohen Löhne, die zur Zeit die Arbeiterschaft verdient, leistet sie gerade dieser besondere Dienste. Wir dürfen darüber sehr froh sein — denn auf bestmögliche Lebenshaltung der Arbeiterschaft müssen wir uns ihrer selbst willen, wie wegen der wichtigen Kriegsarbeit, die gerade heute auf ihren Schultern ruht, besonderen Wert legen.

Uebel aber, sehr übel ist es leider um Butter und Fett bestellt. Das ist das Schlimmste. Eigentlich auch das einzige, woran wir hier wirklich Mangel leiden. Denn die Wochenration ist sehr gering und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es besser werden könnte. Erfreulicherweise hört man von zuverlässigen Ernährungsphysiologen immer häufiger, daß junge Menschen sich an diese fettarme Kost verhältnismäßig leicht assimilieren und daß auch die mittleren Jahre

sich noch leidlich gut umstellen können; eine empfindliche Entbehrung aber bedeutet es für die über Fünfzig — bei diesen muß es aber der Wille tun, zu manchen anderen auch diese Widrigkeit noch zu überwinden.

Milch gibt es seit Jahr und Tag nur noch für Kinder und Kranke, natürlich in ganz gering bemessenen Mengen, und selbst diese haben wieder schon Kürzungen erfahren müssen. Trotz aller dringenden Vorstellungen bei den staatlichen Stellen ist es nicht gelungen, die Milchzufuhr nach Berlin auch nur annähernd auf der Höhe zu erhalten wie zu Beginn des Krieges, im Gegenteil, sie ist dauernd immer weiter zurückgegangen, so daß die achttausend Kühe, die Berlin noch in seinen eigenen Mauern beherbergt, jetzt schon eine gewichtige Rolle in der Versorgung spielen und man mit allen erdenklichen Mitteln versuchen muß, dieser wenigstens das in diesem Jahre leider sehr fehlende natürliche Futter zu ersetzen. Auch die Sammelstellen, die die Regierung seit Frühjahr dieses Jahres zur Erfassung von Milch, Butter und Eiern überall im Lande errichtet hat, sind nicht imstande gewesen, eine merkliche Besserung zu erzielen, und so ist der Berliner nach wie vor davon überzeugt, daß es nur an dem Mangel festen Zugriffs liegt, wenn ihm dauernd vorenthalten bleibt, wessen sich das Land immer noch ausreichend erfreuen kann.

Da ist es denn wenigstens ein karger Trost gewesen, zu hören, daß der Chef des Kriegsernährungsamtes gerade neuerdings wieder eine weitere Ausgestaltung der Einrichtungen zur Erfassung der Milch im Lande in Aussicht gestellt hat. Dem unbedingt zu fordernden und von der Bevölkerung schalichst erwarteten Ausgleich zwischen Stadt und Land oder, anders ausgedrückt, zwischen Rationierung und wirklicher Produktion könnte damit wenigstens etwas näher gekommen werden.

Günstige Aussichten winken uns diesmal, wenn nicht alles trügt, bei der Kartoffelversorgung. Nach dem schweren Kohlrübenwinter — unseligen Angedenkens! — im vorigen Jahre hatte Berlin auch wirklich eine Besserung bei diesem neben dem Brote wichtigsten Volksnahrungsmittel verdient. In der Tat — wir wußten ja vor dem Kriege gar nicht, welche entscheidende Rolle gerade der Kartoffel im Haushalt der allermeisten Familien zukommt. Verschiedenartigkeit der Verwendung und Nährwert wirken dabei wohl gleichzeitig mit. Ein Pfund auf den Tag und den Kopf, wie der gegenwärtige Satz lautet, ist ja nicht viel. Aber die Sicherheit, über eine wenn auch kleine Ration täglich bestimmt verfügen zu können, wirkt psychisch und physisch beruhigend. Freilich, diese Sicherheit, an der diesjährigen großen Ernte gemessen eigentlich eine Selbstverständlichkeit, kann doch keine unbedingte genannt werden. Trotz aller Vorkehrungsmaßnahmen können (wie auch in früheren Jahren!) Witterungseinflüsse und unerwartete Transportchwierigkeiten die Gleichmäßigkeit der Versorgung einer Viermillionenbevölkerung immer noch gelegentlich wenn nicht gefährden, so doch ernstlich stören. Durch Einlagerungen aller Art sucht man dem natürlich zu begegnen. Aber diese tragen wieder bekanntlich eine Gefahr umfangreichen Verderbens in sich, der man angesichts der großen Massen, um die es sich handelt, nicht restlos vorbeugen kann. Immerhin darf man mit der Hoffnung in den Winter gehen, daß hier ein grundsätzliches Versagen nicht mehr zu befürchten ist.

Das erscheint auch um so nötiger, als die Verhältnisse auf einem anderen wichtigen Ernährungsgebiete, dem der Gemüseversorgung, dauernd unsicher liegen. Beim Frühgemüse hat Berlin die denkbar schwersten Nöte durchmachen müssen. Die Millionenstadt war wochenlang von Gemüse sozusagen entblüht und erst die spätere Zeit hat dank einschneidender Maßnahmen der zuständigen Stellen eine erhebliche Besserung gebracht. Jetzt zum Winter scheint sich das Bild beim Wintergemüse bedauerlicherweise wiederholen zu wollen. Nach Anordnung der leitenden Stelle, der Reichsgemüsestelle, sollten die Gemeinden in dem freiwilligen Abschluß von Lieferungsverträgen mit den Erzeugern überall im Lande ihr Heil suchen und finden. Man war dort überzeugt, daß diese (unter Schutz und Aufsicht der Reichsstelle geschlossenen) Verträge eine Art Rückkehr zu dem freien Gebaren des offenen

Generationen ganz nahe zusammenrücken, um ihr letztes Obdach zu finden. Eine schönere Königsgruft läßt sich aber kaum denken, als die hier oben auf dem Berge mit der prächtigen Rundsicht. Alles ist ganz hell angestrichen, zumal im Vorgebirge mit einem blendenden Weiß überleidet, das im Brillenschein der Mittagssonne noch schneidiger wirkt, Blumen und immergrüne Pflanzen stehen umher, und fröhlich und frei strömt von draußen das Licht durch breite Fenster — eine imgemein heitere Antikamera Sr. Majestät des Todes. Wie seltsam aber, daß man nach Götz kommen muß, um sich an jenes Versailles zu erinnern, das der fünfzehnte Ludwig in ein modernes Sodom verwandelt hatte. Noch einmal fliegt der Gedanke von diesem Königsgrob nach jenem Königsschloß, noch einmal geht uns der Sauf und Braus eines unerhörten Gemütslebens ins Ohr, wie wenn plötzlich die Tür eines Ballsaales halb geöffnet würde und ein Schwall von Musik, Gesang und Freudelärm durch den Spalt dränge. Dann verabschieden wir uns von dem Berg und wandern wieder hinab zu der freundlich bewegten Stadt zu unsern Füßen. . . .

Ihr schönes Bild lebt heute leider bloß noch in der Erinnerung, nicht mehr in der Wirklichkeit. Ein Jahr lang haben hier die Italiener als „Befreier“ gehaust, haben in der Tat die Stadt von ihrem Frieden, ihrem Wohlstand, ihrer Schönheit befreit ihre Bewohner verschleppt, ihre